

Abend -



Zeitung.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

14.

Donnerstag, am 6. April 1848.

Aufzeichnungen aus der Berliner Volks-
erhebung.

Von J. Lasker.

I.

Volks-erhebung — scheint mir die pas- sendste Bezeichnung für die Thaten des 18. und 19. März. Denn selbst in dem Kampfe der rohen Waffen und der Fäuste machte sich ein geistiges Element geltend. Was die Kämpfer beseelte, war weniger Haß, Rache, Nothwehr, Drang sich von drückenden Regierungsformen zu befreien, als die Erkenntniß, welche dunkel in's Volk gedrungen war, daß der unterjochte Geist nicht durch die Macht der Ueberzeugung und Wahrheit siegen könne, daß es der körperlichen Anstrengung bedürfe, um ihn in sein Recht einzusetzen.

Daher finden sich noch sehr viele unter den Stock-Geldmenschchen, Stubenhocker-Gelehrten und Beamten-Maschinen, welche gar nicht begreifen, wozu in Berlin Revolution war? und ganz dumm darüber werden (wenn zu diesem Werden noch ein Lichtblick in ihren Hirnschädeln Raum gelassen), was denn diese Revolution nütze? Dürfen sie doch deshalb nicht mehr gesetzliche Pro-

cente nehmen! Wird doch dadurch der Handel an der Börse nicht gehoben! Sind doch gar keine Bankiers und große Spekulanten gefallen, die ihnen für ihre eigenen Unternehmungen Platz gemacht hätten! Auch ist für die Gelehrsamkeit noch nicht der Streit über ein zweifelhaftes Iota subscriptum durch eine Revolution entschieden worden. Im Gegentheil, die Jugend wird im ver- ruchten Sinne sich weniger in Zukunft um die heilige Grammatica der Griechen und Römer küm- mern, und weniger bestrebt sein, ihre Sprachen geläufig zu sprechen, als ihre Thaten nachzuah- men. Und wenn es so fort geht, wird die mit- telalterliche Weltgeschichte noch ganz in den Hin- tergrund gedrängt! Der Historia droht schon jetzt die größte Gefahr. Welcher Schüler wird es sich noch zumuthen lassen, die griechischen Kaiser mit ihren Todesjahren sich in's Gehirn zu pflropfen?! Die Weltgeschichte der Gegenwart ist nicht in Jahreszahlen geschrieben, sie schreitet mit jeder Stunde fort. Die Weltgeschichte der Gegenwart ist auch keine Nomenclatur der von Gottes Gna- den dazu Geborenen, um ihren Geburtstag im Gothaischen genealogischen Kalender verzeichnet zu sehen; in der Weltgeschichte der Gegenwart lebt das Volk; es genügt nicht, bloß zu herrschen,



Minister zu haben, Abgaben auszusprechen, officielle Zeitungen zu unterstützen, um darin genannt zu sein; man muß sich erhoben haben, und im Fortschreiten nicht ermüden, um sagen zu können: ich habe gelebt.

Die Beamten-Macht ist gebrochen. Mit der souveränen Monarchie stürzt ihre Behme und Inquisition, die bureaukratische Willkür. Der Mensch in Deutschland hat nun auch seine magna charta, seine Habeas corpus-Acte; die Laune einer Verwaltungsbehörde kann ihn nicht mehr seiner Freiheit berauben, um ihn, nach langer Haft, aus Mangel aller genügenden Beweisgründe, hochgnädigst und hochweise wieder laufen zu lassen. Genugthuung giebt keine Behörde. Entschädigung noch weniger. Muß man doch sogar die Kosten der ersten Instanz zahlen, wenn man in der zweiten freigesprochen ist. —

Das Alles hat theilweise in diesen Tagen ein Ende genommen, und was von diesen Ratter- und Biper-Institutionen noch zuckt und zappelt, dem wird auch sehr bald der Garauß gemacht werden.

Der Krebschaden bureaukratischer Despotie, von keiner Macht der Wahrheit, da die Censur diese nicht laut werden ließ, gezügelt, hat allein das Unheil in Oberschlesien, die Pest in Plesß und Rybnick, auf dem Gewissen.

Für diese Schuld muß die Presse sie jetzt zur Verantwortung ziehen!

Hier ein Beleg, wie verfahren wurde, damit nichts zur Kunde der Deffentlichkeit gelange, damit der Hilferuf des Proletariats die Satrapen nicht im Schlafe störe.

Oder hat man es vielleicht für das leichteste Mittel gehalten, der Gefahr des Proletariats gegen den in Ueberfluß schwelgenden Müßiggang zu steuern, wenn man ein Paar Millionen Proletariër verhungern ließe?

Die Censur in Berlin hat es mir unmöglich gemacht, ferner an dem Freimüthigen, dessen Concession ich habe, mitzuarbeiten; ich habe das Blatt einem Verleger überlassen müssen, der daraus eine Novellenzeitung machte. Mein Name steht zwar darunter. Aber ich bin nur der Behörde für die Unschuld des Inhalts verantwortlich; dem lesenden Publikum gegenüber sage ich

mich hiermit von jeder Verantwortlichkeit los, da mich contractliche Verpflichtungen auch jetzt noch abhalten, selbst für den Freimüthigen zu sorgen, und andererseits meine ganze journalistische Thätigkeit der Abendzeitung gehört. Zwei Blätter von solchem Umfange leiten, kann und mag ich nicht.

Was die Aufmerksamkeit der Censur ganz besonders auf den Freimüthigen leitete, war eine stehende Rubrik, die das Blatt brachte: Kleine Blicke in die große Gegenwart. In dieser Rubrik waren alle Nothzustände, fahl und nackt, ohne Raisonnements, zusammengestellt, wie sie in zuverlässigen Berichten sich vorfanden. Es sollten damit die Behörden aufmerksam gemacht werden, wohin sie ihr Augenmerk zu richten hätten.

Was geschah?

Auf Befehl des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, Herrn von Meding, dem überhaupt alle Schriftstellerei und die sie treiben ein Greuel sein sollen, wurde ich vor die Polizei geladen. Hier mußte ich eine lange Vermahnung und Verwarnung anhören, die mit der Drohung schloß, daß, wosern ich die Rubrik: Kleine Blicke in die große Gegenwart nicht aufgäbe, mir nicht nur die Concession zum Freimüthigen entzogen, sondern ich selbst zur Criminal-Untersuchung gezogen werden sollte, weil ich durch diese Artikel, deren volle Wahrheit sich freilich nicht ableugnen ließ, Unzufriedenheit erregte.

O Logik! O gesunder Menschenverstand! Der ausgesprochene Schmerz ist schon ein ruhigerer, die stumme Verzweiflung ist die furchtbarste.

Wie mir fortan Alles, was auf Menschenpflicht, auf die Rechte der Armuth, auf Geistesfreiheit hinwies, unbarmherzig gestrichen wurde, geht daraus hervor, daß die Sezer-Rechnungen für Ausfüllung der Censurlücken bald fast den Kosten des ganzen Blattes gleich kamen. Alles, was ich schrieb, roch nach Communismus. Wußte man sich gar nicht mehr zu helfen, so schrieb man an die Seite: concessionswidrig. Ich durfte nämlich nichts Politisches in den Freimüthigen nehmen. Was aber mitunter als politisch galt, davon nur folgendes Beispiel. Aus einem Gedichte:

Das Lied vom Muth, welches vorher schon als fliegendes Blatt in Breslau erschienen war, wurde nächst zwei andern Strophen auch folgende als concessionswidrig, d. h. als politisch, gestrichen:

Was stählt das Herz in ernster Zeit?
 Was richtet auf den Blick?
 Was giebt uns Trost in Schmerz und Leid?
 Und Kraft im Mißgeschick?
 Was füllt die Seele mit Vertrau'n,
 Das neu die Pulskraft schwellt?
 Was lehrt uns kindlich aufwärts schau'n
 Nach einer bessern Welt?
 Es ist des Glaubens heil'ge Kraft,
 Die uns den Muth zum Dulden schafft,
 Zu dulden, zu dulden
 Den gläubig festen Muth!

Das Obergensurgericht war im Ganzen ein schwacher, für die Journalistik meist ein nutzloser Trost. Denn bevor die selbst günstige Antwort des Obergensurgerichts kam, waren die Artikel bereits verspätet und hatten alles Interesse verloren.

Man hält es unmöglich, daß obige Strophe gestrichen werden konnte. Doch in meinem Zimmer kann sich männiglich davon durch Augenschein überzeugen: ich habe mir das Censur-Exemplar vom Buchdrucker ausgebeten und lasse es unter Glas und Rahmen über meinen Schreibtisch hängen.

Es kam so weit, daß ich nichts mehr in den Freimüthigen zu setzen wagte, was nur irgend in's Leben griff, was nur im entferntesten einem Gedanken des Aufschwungs, der Begeisterung für die heiligen Güter des Menschen ähnlich sah. Ich war ja vorher gewiß, daß mein Censor, der Assessor Herr von Moerner, Communismus oder Aufregendes, oder Politisches darin finden, und es wenigstens für den Augenblick vernichten würde.

Drei Jahre lang mußte ich Zeile für Zeile erkämpfen, und die Freude des Sieges wurde mir nur sehr selten und immer nur sehr verkümmert zu Theil. Nicht einmal seufzen sollte ich über die Härte der Censur; das war schon Verbrechen.

Schon im October vorigen Jahres, als ich mich mit meiner journalistischen Thätigkeit nach Dresden wandte, glaubte ich hier Pressfreiheit zu haben; so gelind war die sächsische Censur im Vergleich zu der preussischen, namentlich der Berliner.

Wie viele meiner wackern literarischen Kollegen litten gleich mir! Wie mancher mußte landesflüchtig werden, oder die einzige Freude, die einem deutschen Schriftsteller bleibt, die Freiheit, einbüßen, weil er gesprochen, wie es ihm um's Herz war, weil er geglaubt, das Beste der Regierung zu wollen, wenn er für Wahrheit und gegen Lüge ankämpfte.

Es sollten die vielen Juristen, die im Kampfe der Freiheit mit Geist, Wissen und körperlicher Kraft als Männer mitgekochten, sich einstimmig erklären, mit denen ihrer Kollegen, die sich zu Censoren hergaben, und namentlich mit denen, die dieses Amt mit einer wahren Tigerwuth als Gedankenblutsauger betrieben, nicht gemeinschaftlich arbeiten zu wollen.

Die Censur ist das schimpflichste Joch, das so lang auf dem Nacken der Völker gelastet. Daß sie nicht durch geistige Waffen, sondern nur durch die Waffe, von der Faust geführt, besiegt werden konnte, zeigt, wie fremd sie allen geistigen Richtungen war, und sich ihnen nur aufdrängte, um sie zu knebeln.

Ich beabsichtige, ein Censoren-Album herauszugeben, und fordere die deutschen Schriftsteller auf, mir Beiträge aus ihrer Leidensgeschichte einzusenden. Obenan sollen in dem Buche die Namen derjenigen Censoren verewigt werden, welche ihr Amt mit besonderer Vorliebe executirten und sich rühmen können, besonders viele Gedanken niedergemetzelt zu haben.

II.

Die Tage des 18. und 19. März versprechen aus blutiger Saat den Völkern eine reichere Ernte, als ihnen alle Schlachten geboten, die sie vorher für ihre Fürsten, von deren Versprechungen angefeuert, gekämpft haben.

Am 18. und 19. März wurde die Siegesgewißheit der Souveränität, der besonnene Fortschritt, der beschränkte Unterthanenverstand, das officielle Loastenthum, das Proletariat mit seinem Elend und seiner Erniedrigung, die Dummheit des Reichthums und der Reichthum an Dummheit, mit blitzenden und donnernden Waffen zu Boden geworfen.

In dem Vandalismus, den das preussische Militär an diesen Tagen ausübte, zeigte sich, daß mit der Verknechtung jedes bessere Gefühl im Menschen erdödet wird.

Und wer kämpfte am muthigsten? Unsere Proletarier. Die Menschen, denen die Bevorzugten aus dem Wege gingen, auf die sogar viele unserer erwähltesten Schriftsteller mit Geringschätzung herabsahen, von denen ein Gustav Kühne, ein Mann von reinsten Gesinnung, sich mit Ekel abwandte, weil er ihre rohen Hände nicht mit Glacé-Handschuhen anfassen konnte, weil ihr gesunder, freilich oft ungenirt mephitischer Geruch seinen an Patschouli gewöhnten Nasenlöchern nicht wohlgefällig war — diese roh und ungebildet geschimpfte Menschenklasse war die erste, die Druck und Unrecht nicht länger ertragen konnte, die eine dreiunddreißigjährige Fürstenschuld mit ihrem Blute abwusch.

Und der Fürst ließ achtzehn Stunden lang auf seine Unterthanen feuern und einhauen. Er und seine Minister sahen in diesen Helden nur Gefindel, auch Er war von dieser Verachtung gegen die Menschen erfüllt, er konnte auch in seinen Unterthanen nicht viel mehr als ein wedelndes und kriechendes Thier-Geschlecht sehen, denn sie zeigten sich ihm in dieser Gestalt. Die nicht von dieser Erniedrigung waren, standen ihm stets fern, und wenn er von ihnen Kunde bekam, wurden sie ihm als Bagabonden, Auswurf und dergleichen geschildert, deren Kreischen im Herzen des Volkes kein Echo fände.

Kaum bewaffnet, im Kampfe ungeübt, kämpften die Helden des 18. und 19. März gegen wohlorganisirtes Militär, gegen dressirte und besoldete Menschenlebenvernichtungsmaschinen. Das Militär megelte mit einem Wohlgefallen und Eifer, verübte Nichtswürdigkeiten der gemeinsten Grausamkeit gegen seine Landesbrüder, die nur Beispiele in den Kriegen der Barbaren gegen ihre — Feinde finden. Mit Hohnlachen schossen sie auf alte Frauen, durchbohrten wehrlose Mädchen, zielten sogar durch ein Fenster auf einen Säugling am Busen der Mutter. Die Gefangenen wurden mit Kolbenstößen, Ohrfeigen regalirt, ihnen mit den Bajonetten unter wieherndem Gelächter Wunden beigebracht, die Soldaten stießen

die niedrigsten Schimpfwörter gegen sie aus, banden ihnen mit scharf einschneidenden Bindfaden die Hände auf den Rücken, reichten ihnen, wenn sie umsanfen, nicht einen Schluck Wasser, und verstopften ihnen den Mund mit Taschentüchern, wenn sie darum baten.

Wie edel benahmen sich dagegen die Kämpfer für die Freiheit. Sie entwaffneten ihre Gefangenen und ließen sie laufen. Als der General von Möllendorf ergriffen wurde, führte man ihn in die Wohnung eines Bürgers, wo er den Befehl an seine Truppen niederschreiben mußte, nicht ferner zu schießen. Ein kräftiger Arbeiter mit muskulösen Armen schlug einen haltbaren Nagel in die Mauer über dem Kopfe des Generals, befestigte einen Strick an den Nagel und sagte mit gemüthlicher Seelenruhe:

Sehen Sie, hier häng' ich Ihnen, Herr General, wenn noch uf Genen von meine Kamera-den een Schuß fällt.

Das Militär dagegen verübte die wüthendsten Rohheiten, wenn ein Student oder sonst ein Mann von Bildung in seine Gewalt gerieth. Sie spieen ihnen in's Gesicht, traten sie mit Füßen, und schossen sogar noch in die Keller hinein, in welche sie ihre Gefangenen gebracht hatten.

III.

Sie sind, wie die Söhne des Vaterlandes, wie die Helden es verdienten, zu Grabe getragen worden. Kein Polizist auf der Straße, und der mindestens aus 50,000 Menschen bestehende Leichenzug bewegte sich mit einer Ruhe, mit einer Würde und Haltung, die auch nicht das geringste unangenehme, störende Ereigniß eintreten ließen. Zwei und eine halbe Stunden bewegte sich der Zug vor meinem Fenster vorbei. Hundertundachtundachtzig Särge wurden getragen, meist mit Blumen und Lorbeer- oder Eichenfränzen geschmückt.

Den gewonnenen Sieg, welcher den erschütternden Anblick einigermaßen milderte, bezeichnete die Fahne, welche die Arbeiter der königlichen Eisengießerei und anderer königlichen Fabriken vortrugen. Auf dieser stand nicht mehr: Königl. Eisengießerei oder Fabrik, sondern: Eisengießerei der Nation.

Bei der Beerdigung zeigte sich leider die Engherzigkeit der Geld-Bourgeoisie. Dr. Jung hielt nach den Predigern eine Rede, die hier, ihrer Trefflichkeit wegen, folgt. Vor dieser Rede erschrafen aber der schmutzige Geiz, der gemeine Egoismus und die niedrige Habsucht. Um nun die Worte des herzhaften Redners nicht in die Ohren des Volkes bringen zu lassen, wurde er durch Gewehrsalven unterbrochen und ein Choral angestimmt. Allein Dr. Jung drang dennoch durch und fand begeisterten Anklang. Seine Worte lauteten:

Sie haben gehört Worte der Veröhnung, des Friedens: wir sollen verzeihen, wir sollen vergessen, wir sollen verzeihen. Wohlan denn, Ihr Brüder! Die Rache mag schwinden, die rohe Rache, die Blut für Blut fordert; aber sühnen wollen wir dieser Todten Blut, indem wir als heiliges Vermächtniß das übernehmen und durchkämpfen, wofür sie gestorben sind. Wir wollen verzeihen, aber nicht vergessen, wir wollen den Frieden, aber nicht die Ruhe. Schmach uns, wenn wir in träger Ermüdung oder in der Furcht vor Aufregung an diesen frischen Gräbern uns niederlassen wollten zu einem schmachvollen Frieden, der dem Sieger die Früchte, den Todten hier die Sühne raubt.

Wohlan, es schweige die blutige Rache, aber statt ihrer entstehe aus dem Blute ein mahnender Geist, ein Geist der geistigen Wachsamkeit, der uns auf ewig vor jener Versunkenheit, jener Indolenz bewahre, die das deutsche Volk zum Spielball einheimischer und fremder Politik machte.

Wohlauf, meine Herren, wie Antonius das Testament des ermordeten Caesars, eröffne ich Ihnen das Testament des gemordeten Volkes, nicht das Testament eines Tyrannen, der die Gunst des Volkes mit Gold erkaufen wollte, das Testament schlichter, aber freier Männer vom Volke für das Volk, die mehr als alle Schätze, die Ihr Herzblut dahingaben.

Wachet, heißt es in diesem heiligen Buche, wachet, o Ihr Brüder, daß der Freiheit, für die Wir starben, nichts mehr verkümmert, nichts geraubt, nichts abgelistet werde! Wachet, o Ihr Brüder, daß Preußens Stern nicht mehr bloß auf dem rohen Schlachtfelde, nicht auf der feilen Brust

des Hölflings, sondern daß er hoch an jenem friedlichen Himmel erglänze, wo die Zeichen der freien gebildeten Nationen sich zu einem Sternbilde vereinigen.

Wachet, o Ihr Brüder, so tönt die hehre Grabesstimme, daß die Angst furchtsamer Seelen, oder das Interesse derjenigen, die herrschen wollen auf Kosten Anderer, das Mißtrauen, die Fackel der Zwietracht unter Euch nicht entzünde. Wenn Ihr vereint auf den Barrikaden sterben könntet, so werdet Ihr vereint auch leben können; wenn der Reiche ohne Mißtrauen mit dem Mann im zerrissenen Rocke die Gefahr des Kampfes theilen konnte, wie sollte er ihn zurückstoßen können von irgend einer Institution, irgend einem Rechte, welches der Kampf errungen hat?

Fort auf ewig in die Nacht der Vergessenheit mit allen Scheidemauern der Menschen, trägt sie ab die Barrikaden Eures Herzens, nachdem Ihr die des Kampfes abgetragen habt. Es giebt keinen Böbel, keinen rohen Haufen, kein Gesindel mehr; denn wir, so sprechen die Todten, haben mit unserm Blute Euer Bürger- und Freiheits-Brief besiegelt.

So vermachen wir denn, so spricht das Testament, auch Allen gleiche Rechte, gleiches Gesetz, gleiches Gericht, gleiche Theilnahme an der Gesetzgebung. Frei mögt Ihr reden und schreiben, frei Euch vereinigen. Wehe dem, der irgend einen Mann, den das Urtheil eines Volksgerichts nicht gebrandmarkt hat, für unfähig oder unwürdig zu irgend einem dieser Rechte erklären wollte. Das Volk wähle seine Gesetzgeber selbst aus jedem Stande, der ihm beliebt, und schützend wird es die Einrichtungen umstehen, die es sich selbst gegeben hat. — Wehe dem, der dem Geringsten unter ihm das Recht verkümmern wollte, welches wir ihm mit unserm Blute vermachen. Denn wir haben gezeigt, wie auch der Mann des Volks für das Vaterland reden kann, reden mit dem Köcheln der todeswunden Brust. Wehe dem, der denjenigen, der da sterben konnte für das Vaterland, für unwürdig, für unfähig erklären will, zu wissen, was ihm gut ist, und danach seine Gesetzgeber zu wählen.

Hier liegen sie Alle beisammen, die Männer der Kunst, der Literatur, des Gewerbes, der Ar-

beit, der letzteren in größter Anzahl. Was der Tod vereinigt hat, wird der Lebende es wieder zu trennen wagen? Ihr irret aber, wenn Ihr sagt: bis hierher geht die Fähigkeit zu wählen, Waffen zu tragen, sich zu vereinigen, und nicht weiter. — Wer ziehet diese Grenzen? — Eure Furcht. Eure unbegründete Angst vor einem Schreckbilde, welches ein fortgesetztes Mißtrauen am Ende wirklich hervorrufen könnte.

Die Furcht aber ist das sicherste Arsenal der Gewalt, aus dem sie ihre Waffen nimmt zur Unterdrückung Aller. Die Furcht ist der sichere Hafen, in dem der Despotismus ankert.

Die Furcht ruft die Gewalt herbei, welche sich hohnlächelnd zwischen den Fürchtenden und den Gefürchteten stellt, und mit Beider Hilfe dort ihre sichere Zwingsburg aufführt. Nur furchtlose Männer sind frei!

Was vermochte jene fanatisirten Soldaten, in so wilder Wuth sich auf ihre Brüder zu stürzen? Was anders, als ihre Trennung vom Vaterland und dessen Rechten. Sie kannten nur eine dunkle Macht, welche aus unerreichbarer Höhe unabänderliche Befehle giebt. Statt des Rechtes hatten sie den Gehorsam, statt Pflichten den Dienst, den blinden, unabänderlichen. Sie kämpften nicht für's Vaterland, sie schlachteten dem Bösen ihres Aberglaubens, wie sie meinten, gerechte Opfer. Ihr habt Euch gewaffnet gegen die Rückkehr dieses Feindes. Ihr vertraut auf die Stärke Eures Muthes und Eurer Waffen. Aber vertrauet nicht zu sehr! Es kommen Stunden der Ruhe, der Ermattung, und der Feind schleicht sich wieder unter Euch, und die Knechtschaft oder der Kampf beginnt von Neuem. Ihr müßt Euch also nicht allein waffnen gegen den Feind, Ihr müßt vielmehr diesen entwaffnen für ewige Zeiten, indem Ihr, ihn an den Altar des Vaterlandes führend, ihm als Bruder gleiche Rechte, gleiche Pflichten gebt, indem Ihr ihm zeigt, daß jener dunkle Gesetzgeber ein Phantom ist, welches verfliegt vor den Blicken freier Männer, wenn die Stimme des Vaterlandes ihm nicht bloß in der Schlachttrompete ertönt, der Staat nicht mehr bloß durch die Trommel zu ihm spricht, sondern wenn der Wahltag ihn an seine Freiheit, die Wahlurne an seine Rechte als selbstständiger Mensch erinnert,

wenn er liest, daß der Mensch zu edel ist, als daß er in roher Bürgerarbeit um fremder Interessen willen sein Blut versprige, wenn er in freier Volksversammlung vernimmt, daß der Volkswille das heiligste Gesetz sei, welches kein Commandowort übertönt.

Auf denn, so erwache aus unserm Blute, statt des wilden Rachegeistes, die Rose der Freiheit und Verbrüderung! O pfl eget sie wohl, die edle Blume, und wachet, daß man sie Euch nicht entreiße. Noch ist sie im Keimen, und man erwartet sehnsuchtsvoll ihre Blüthe. Noch sind Euch die wichtigsten Rechte, wie das allgemeine Wahlrecht, Sicherheit der Person vor der Gewalt der Polizei, freie Vereinigung, freie Versammlung, nicht gewährt. Noch sind Leute Eure gesetzlichen Vertreter, die nicht Euer Wille, sondern ihr Privilegium, der zufällige Umstand ihrer Geburt, ihres Besitzes und ihrer Handtierung dazu machten. Wir konnten Euch nur das Anrecht auf diese hohen Güter vermachen und den Weg dazu anbahnen.

O wachet und strebet und denkt der blutig mahnenden Schatten Eurer Brüder, die wahrlich nicht für ein Kleines zu sterben gedachten! —

IV.

Der Berliner Wig hat sich bereits der Tagesbegebenheiten bemächtigt. Wir haben eine neue periodische Literatur, die der Publikationen und Anrufe an den Straßenecken. Die Kritik dieser Literatur schreibt sich gleich mit Rothstift darunter, oder verbessert im Texte, was ihr nicht gefällt.

So war an den Anzeigen, daß der Oberbürgermeister von Krausnick abgedankt, überall geändert: ist abgedankt worden — hat abdanken müssen u. Aehnl.

Wo nur der Name des Prinzen von Preußen zu sehen war, bei Hoflieferanten, auf Gasthauschildern, wurde er schon am 20. März von Männern aus dem Volke, die Leitern und große Pinsel nebst Farbe trugen, überstrichen. An dem Palaste des Prinzen sieht man Abends ein großes Transparent: Das Nationaleigenthum wird dem Schutze der Bürger empfohlen. Die Berliner sagen: Der Prinz ist zu Louis Philipp und dem

Herzog von Braunschweig nach London gereist, zum verjagten Fürsten-Congress.

Herr von Küstner wurde aufgefordert, baldigst folgende Stücke auf das Repertoire zu bringen:

Der verwunschene Prinz.

Er muß auf's Land.

Der versiegelte Bürgermeister.

Das Fest der Handwerker.

Lüge und Wahrheit.

Tartuffe.

Das Urbild des Tartuffe.

Die Schuld.

Frau, schau, wem?

Eine Bürger-Patrouille — erzählte man — soll einem alten armen Manne acht Groschen geschenkt haben, unter der Bedingung, daß er sich arretiren lasse, damit in dem großen Berlin doch etwas in der Nacht vorgefallen sei.

Der Johanniëberg soll deutsches National-Eigenthum werden. Der Wein soll fortan allen Siechen in Deutschland zu Gute kommen.

Am 15. März soll sich ein betrunkenener Eckenspieler in's Schloß des Königs gedrängt und Zutritt zu demselben stürmisch begehrt haben. Als ihn die Wache anhielt und fragte: was er bei dem Könige wolle? — antwortete er: Ich wollte mit man bloß melden, wenn Majestäten zum Ersten ziehn duhn sollten!

Ein Bürgergardist, der vor dem Zimmer des Königs auf Posten stand, hat einen Kammerdiener um ein Glas Wasser. Der König hörte es und sagte: Sie haben ja hier zu befehlen!

Als die Proclamation des Königs erschienen war, mit der Ueberschrift: An meine lieben Berliner — wurde über eine Kartätsche, welche in eine Bumppe in der Breitenstraße hineingefahren war, mit Kreide angeschrieben: An meine lieben Berliner! —

Warum ist Louis Philipp so rasch geflohen? — Da ihm die Pariser abfielen, mußte er sich auf die Strümpfe machen.

V.

Jetzt in den ersten Tagen nach der glorreichen Revolution herrscht eine dumpfe Stille in Berlin. Nachts ist es zwar lebhafter auf den Straßen, als sonst, allein es sind mehr Bürgerpa-

trouillen, welche herumstreifen, als Nachtschwärmer. Die Einwohnerschaft scheint sich in zwei große Parteien getheilt zu haben: die Bourgeois, welche mit Zittern daran denken, daß das Monopol des Besitzes im Schwanken sei, und die Arbeiter, gleichviel ob geistige oder Handarbeiter, welche freier aufathmen und zu dem Kampfe gegen die Reaction der Bourgeoisie gerüstet sind.

Auf den Straßen ist Markt von Flugblättern, Zeitungsnummern, Todtenlisten. Unsere Zungen haben im Anpreisen ihrer Waare bereits eine große Virtuosität erlangt. So hörte ich neulich: Kaufen Sie die Extrabeilage der Spener'schen Zeitung, worin steht, daß der Prinz von Preußen glücklich in London angekommen! — — Dies war kaum zwölf Stunden nach dem Verschwinden des Prinzen aus Berlin.

Wie wenig auch die kleinste Freiheit gemißbraucht wird, zeigt das Rauchen auf den Straßen. Man sah sonst mehr brennende Cigarren im Freien, als es noch nicht gestattet war.

Um die überflüssigen Gensd'armen zu beschäftigen, sollen sie mit Patronaschen versehen werden, worin Streichfeuerzeuge und Fidibus enthalten, um jedem Begegnenden, der sich eine Cigarre anzubrennen will, Feuer zu reichen.

Der abgesetzte Cultus-Minister Eichhorn, der jede Freiheit des Denkens zu vernichten, auf Universitäten, Schulen und Seminaren eine ägyptische Finsterniß einzuführen strebte, hat sich als ein moderner Herostatos unsterblich gemacht, der alle Tempel des Lichtes zu zerstören suchte.

Der König ist gegen die Bürgerwachen in seinem Schlosse sehr freundlich. Er fragt sie meist nach ihren Namen. Als neulich Einer sagte: Ich heiße König! — schüttelte Se. Majestät, wehmüthig lächelnd, den Kopf und sagte: Das ist heutzutage ein gefährlicher Name.

Die Berliner Revolution ist auch für die dramatische Kunst nicht ohne vortheilhaften Einfluß gewesen: Fr. Bierck hat sich geflüchtet.

Heinrich Heine hat in seiner Schrift: Sur l'Allemagne es bereits vor zehn Jahren ausgesprochen: Deutschland bekommt einst eine Revolution, gegen welche die französische ein Idyll sein wird.

Seinen großen Tact hat Herr von Küstner

wieder einmal dadurch bewiesen, daß er wenige Tage nach der Revolution, da sämtliches Militär noch aus Berlin verbannt war, Minna von Barnhelm, oder Soldatenglück, zur Aufführung brachte.

Berlin erfreut sich einiger Schriftsteller, denen nie ein Wort von der Censur gestrichen wurde. Diese sind durch die Pressfreiheit wie vor den Kopf gedonnert. Sie haben eine Condolations-Adresse an die Censoren ergehen lassen.

Mit dem 1. April erscheinen in Berlin zwei neue Actien-Zeitungen. Hauptredacteur der einen ist Dr. K u t e n b e r g, der andern Dr. J. M i n d i n g.

Von Adolph Glasbrenner wird eine illustrierte komische Wochenschrift in's Leben treten.

Unter den Flugschriften der Freiheit erscheint als die Bedeutendste: Ansprache an das Volk, von R. G. Die Gediegenheit des Inhalts, die Feinkörnigkeit der Sprache läßt keinen Augenblick daran zweifeln, daß Guzkow der Verfasser sei. Vor Allem richtet er das Schwert seiner Worte gegen die Niedrigkeit der Gesinnung im Schacherthum, welches sich schon jetzt nicht entblödet, gegen jedes Wort, das die Rechte des Menschen gegen die Anmaßung des Mammons vertritt, mit wüthendem Dünkel aufzutreten. Guzkow redet, wo er von der Bewaffnung des Volkes spricht, dieses an: Sorge, daß sich in Reich' und Glied der reine, volksthümliche Geist erhält, daß es uns nicht ergehe, wie in Frankreich, wo der schlaue, gleichnerische, gekrönte Börsenmäkler den Geist der Nationalgarde durch die Leckerbissen der Hofgunst verdarb, durch scheinbare Bürgerfreundlichkeit gute und friedliche Menschen in das Netz einer willenlosen Abhängigkeit verstrickte und sich aus der Nationalgarde eine Brustwehr für das System der Nüchternheit, öffentlichen Langenweile und der Spießbürgerei schuf! Seid auf Eurer Hut, wenn Ihr Hoflieferanten, Milenz-dinirende, sogenannte „Kameraden“ von 1813, Beamte, die Ihr überhaupt ganz aus Euren Reihen ausschließen müßt, de- und wehmüthige Stadtverordnete und ähnliche Persönlichkeiten zu Euren Offizieren wählt. Laßt Euch nicht zu viel von der Ordnung predigen! Die wahre Ordnung ist nur da, wo die Freiheit ist.

Der Incognitotitel.

Jener Bettelvogt und Gerichtsdiener zu Hohenbichel, welcher mit seinem Zunamen Graf hieß, nannte sich, wenn er auswärts war, niemals Bettelvogt, sondern immer als Graf von Hohenbichel. Der gute Mann wollte wahrscheinlich, so wie manche große regierende Herren, incognito durch die Welt wandern, was ihm jedoch eben so wenig gelang, als solch hohen Herrschaften, denn in dem kleinen Kreise, über welchen seine Wanderungen sich erstreckten, kannte man ihn in jedem Wirthshause als den gestrengen Bettelvogt, dessen Stock und starker Arm die Gaudiebe und Landstreicher der ganzen Umgegend fürchteten. Uebrigens ist es zuweilen eine eigene Sache mit dem unverhohlenen Namen des Standes und Ranges, und es kann schon Fälle geben, wo es besser wäre, man verschwiege denselben, wie z. B. wenn Jemand ein Spion ist, und der Feind ergreift und fragt ihn, wer er sei. Obwohl in jenem Kriege, welchen die Reichsstadt Aalen gegen Neutlingen führte, der Spion von Aalen, als er unter das Heer des Feindes gerieth, das wohl nahe an dreißig Mann stark sein mochte, es ehrlich aussagte, was für ein Gewerbe ihn hierher geführt habe, und dabei dennoch mit dem Feinde ganz gut auskam, weil er diesem die Gefälligkeit zeigte, ihn noch an demselben Abend mit nach Aalen zu nehmen. Dem Manne, von welchem ich hier erzählen will, wäre es beinahe schlimmer ergangen, da er seinen Titel und Rang nannte, als dem Spion von Aalen; dennoch kam auch er mit heiler Haut davon.

In das Bad Ems kam einmal, gerade in dem Augenblick, da der Kellner das Glöcklein zog, durch dessen Ton die im Hause wohnenden Herrschaften zur Wirthstafel gerufen werden, ein Fremder herein, den weder der Wirth noch der Kellner kannten. Es war ein kleiner, wohlbeleibter Herr, in schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und Schuhen, stattlich daherschreitend, als käme er von einer Audienz beim durchlauchtigsten Herzog, der gerade damals auch in Ems sich aufhielt. Der kleine Mann setzte sich ungenöthigt mitten unter die vornehmsten Herrschaften hinein,

mit deren etlichen er schon bekannt schien, ließ sich das gute Essen und mehre Sorten des Weines sehr wohl schmecken, unterhielt aber daneben die Gäste durch die mancherlei Neuigkeiten und Geschichtchen, welche er erzählte, so vortrefflich, daß zuletzt Alle nur horchten und hinsahen auf das Männlein, das so munter und lebhaft erzählte.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben, die Gäste hatten sich meistens entfernt, der Wirth stand im Billardzimmer bei einem Fenster. Da trat der Fremde zu ihm hin, lobte ganz höflich die schöne Lage des Hauses, die gut bestellte Tafel und den Wein, und fragte dann nach seiner Zeche. Der Wirth, welcher sich darauf verstand, seine (meist) hohen Gäste durch hohe Rechnungen zu überraschen, benannte ihm eine beliebige Summe. Der kleine Mann sah den großen Rechner verwundert an, zog den Beutel, sagte aber dabei ganz freundlich: „Ich bin der Schinder von Wiesbaden und da“ — — Der Wirth ließ ihn nicht ausreden. Er faßte ihn gar unsanft bei dem Arme an, und von Zorn wie von Schrecken blaß sagte er halblaut, damit nur keiner der Billardspieler den Skandal merken sollte: „Er verwünschter Kerl, kommt mir da herein unter die Herrschaften; jetzt mache er gleich, daß er fortkommt, — fort, fort, fort!“ — Was sollte der Fremde thun? Der Wirth ließ ihm keine Zeit zum Bezahlen; er mußte, um nichts Schlimmeres von dem zornigen Manne zu erfahren, sich eilig aus dem Staube machen; dem Gastgeber im Bad Ems grollte und grimmete der Streich noch lange nachher, so oft er daran dachte.

So unrecht hatte derselbe gerade nicht damit. Er war noch nicht lange von Frankfurt am Main daher gezogen, mußte Alles thun, um seine Kundschaft, mit der es doch zunächst auf hohe Herrschaften abgesehen war, zu Ehren zu bringen, und jetzt kommt ihm ein Solcher mitten unter die Gäste herein, dessen Handtierung damals noch allgemein für so unehrlich galt, daß sich auch im geringsten Dorfwirthshause, wenn man gewußt hätte, wer er wäre, kein Tagelöhner, geschweige ein Bauer würde neben ihn gesetzt haben, und daß ihm die Hausmagd sein Bier in einem Krug ohne Deckel gebracht hätte. Der unverschämte Mensch! hätte er sich doch wenigstens noch, wie

höflichere Leute seines Standes, als „Wasenmeister“ oder als „herrschaftlicher Rosabstreifer“ benannt; so aber gerade mit dem gemeinsten Namen als Schinder. Wäre die Sache ruckbar geworden, das schöne Gasthaus im Bade Ems hätte für lange Zeit seinen guten Ruf verloren. Indeß mußte zum Glück keiner der Gäste es gemerkt haben, in welcher unsaubrer Gesellschaft er gespeist hatte; die Herrschaften blieben, kamen und gingen, bewunderten und zahlten die Rechnungen nach wie vor.

Der Wirth im Bad Ems dachte schon seltner an den widerwärtigen Handel; da führte ihn einstmals ein nothwendiges Geschäft nach Wiesbaden. Er stieg vom Postwagen ab, und besorgte alsbald seine Angelegenheiten. Indeß war es Essenszeit geworden; der Mann war hungrig und liebte eine gute Tafel; er ließ sich nach dem besten Gasthause der Stadt hinweisen. Hier versammelten sich so eben die Gäste zur Wirthstafel. Es war eine große, ansehnliche Gesellschaft; dennoch wurde dem Emser ein Ehrenplatz, nicht weit vom Hausherrn, angewiesen. Die Unterhaltung bei Tische war überaus lebhaft. Der Wirth, ein kleiner, wohlbeleibter Mann, in schwarzem Frack, seidnen Strümpfen und in Schuhen, erzählte so viel Neuigkeiten und hübsche Geschichtchen, daß Alle hinhorchten und hinsahen auf das Männlein, das so munter und lebhaft erzählte.

Auch der Wirth aus Bad Ems horchte und sahe hin, und der Erzähler kam ihm einigermaßen bekannt vor; nur wußte er, wie man zu sagen pflegt, nicht recht, wohin er ihn thun sollte. Seinerseits schien aber auch der Hausherr sein besonderes Augenmerk auf diesen Collegen aus Ems gerichtet zu haben; so oft ein vorzüglich leckeres oder seltenes Gericht kam, nöthigte er ihn zum Zulangen und ließ ihm durch den Marqueur von den besten Weinen, die er im Keller hatte, eine Probe nach der andren vorsezen. Dem Gast aus Ems gefiel und schmeckte zwar Alles sehr gut, doch graute ihm schon im Voraus vor der Rechnung. Als er aber, bald nach aufgehobener Tafel, — denn der Postwagen war nahe am Abfahren — zu dem kleinen, dicken Wirth hintrat und nach seiner Schuldigkeit fragte, da klopfte ihm dieser freundlich auf die Schulter und sagte

halblaut: „Der Schinder von Wiesbaden nimmt von seinem Kollegen, dem Schinder aus Ems, keine Bezahlung an; schenken Sie mir ferner die Ehre.“

Jetzt gingen erst dem Wirth aus Bad Ems die Augen und das Verständniß auf; er begriff nun, was sein College bei dem Nennen seines Incognitotitels gemeint hatte; denn das Handwerk, das dieser Titel andeutet, wird gar auf sehr verschiedene Weise nicht nur an Todten, sondern auch an Lebenden betrieben, und während jenes nur äußerlich, mag dieses innerlich unehrbar sein.

Dr. G. H. von Schubert.

Eine Bergpredigt. *

1.

Und er ging in eine Stadt, die groß war und prunkend, und doch voll Elendes.

Und es begab sich bald darauf einmal, daß viel Volk versammelt war.

Da er aber das Volk sahe, erhob er sich und sprach also zu ihnen:

2.

Selig sind, die da glauben an den Morgenstern der großen Zukunft, an das Ende der Noth und Auferstehung aus Armuth und Knechtschaft!

Selig sind die Kühnen, mit dem Borne auf der Stirn und dem Schwert in der Faust, welche laut reden und wagen das Leben um der Freiheit willen!

Selig sind die Freien, denn wo sie wandeln, sprießen die Palmen des neuen Paradieses, und ihrer wird sein das Himmelreich auf Erden!

3.

Erhebet euer Haupt über die Erde und lasset dahinstreifen eure Blicke wie Engel des Gerichts von Aufgang bis Niedergang!

Schauet an, denn ergossen ist über die Erde goldenes Aehrenwogen, und drüber steht hehr die Sonne als ewig Segen spendende Hostie!

Schauet an die Erde, wie sie prangt in lichthem Gewande, und reich ist an Gut und Herrlichkeit!

* Titus Ulrich's von der Polizei in Ketten gelegter Victor ist, wie viele andre politische Gefangenen, die um ihres Geistes willen leiden mußten, jetzt frei gegeben. Obige Episode erscheint als Vorläuferin einer ausführlichen Würdigung des gehaltvollen, tief poetischen Werkes.

J. S.

Aber wessen sind die Wagen der Ernte, die hochgestapelten, und an wessen Scheuern hält das leuchtende Biergespann?

Wer sagt, wenn er über die weiten, grünen Triften blickt: Dies Alles ist mein, und zu meiner Hürde kehren all' die weidenden Schaaren zurück?

Wess' sind die Gehöfte mit fernhinleuchtendem Mauerwerk?

Wem dampft der hohe Schloß mit seinem Rauchpanier, für wen schafft die ächzende Maschine?

Wer wohnt in stolzen Palästen, mit den hohen, stolzen Fenstern, in denen es funkelt von blendenden Sonnenbrillanten?

Habt ihr gesehen die Reichen und Mächtigen, wie sie prunken und schalten, als wäre die ganze Erde ihr Gut und gehörete ihnen allein?

Als wären sie die Lieblingskinder eines alternährischen Papas, und hätten den Hoshund im Solde gegen überlästiges Bettlergesindel!

4.

Habt ihr gesehen die Reichen und Mächtigen, wie sie jagen auf schnaubenden Rossen stolz dahin? —

Und schweifen von Ort zu Ort durch die Länder, und in ihrem Zuge taumelt bacchantisch der Genuß!

Ihre goldnen Karossen rollen schimmernd durch die nächtigen Straßen, und halten an hohen, strahlenden Marmorportalen!

Sie setzen nieder den Fuß auf bunter Teppiche weiches Moos, und die leuchtende Doppeltreppe trägt sie gemach empor!

Weite Thüren fliegen auf, Musik-Chöre rauschen schmetternde Fanfaren, Glanz und Ambradüfte wogen ihnen entgegen!

Von krystallinen Kronen flammen tausend Kerzen und saugen bunten Flimmer aus blizenden Edelsteinen!

Von den Wänden schimmern goldene Blumen und Arabesken!

Strahlende Weiber wallen auf und ab in seiderauschenden Gewändern und ruhen auf üppig schwellenden Polstern.

Auf ihren Wangen blühet die Freude, aus ihren Augen lachet das Glück.

Und der Tanz erhebt sein leichtes Gefieder, und zieht seine schimmernden Kreise, und spiegelt sich auf des Bodens glattem Getäfel.

Ambrosia duften Speisen auf goldenen Schüsseln, aus funkelnenden Bechern steigt ätherischer Rausch und beftet rosige Schleier von Stirn zu Stirn!

Ist's Tag, ist's Nacht? — Ist's früh, ist's spät? —

Ist's heut, ist's morgen? —

Was wissen sie, und was brauchen's zu wissen sie!

— Denn Herren sind sie der Zeit, allmächtige Herren mit goldenen Kronen und ehernen Sceptern!

5.

Aber draußen ist's eisig kalt, und der Nachtsturm stürzt aus den Wolken mit scharfem Geschoss.

Und an des Palastes steinernen Stufen hockt's von Bettlern, hungernd und frierend, lungern Männer und und Kinder und Weiber, auf welche vom Jubel herab nichts fällt, als der Fenster matter Schimmer, — ein kalter Strahl der Gnade — in die Hölle des Elends!

Das ist das Volk! Da tief, tief unten kauert es schmachtend und jammernd!

O was ist euer Loos? und was müßt ihr dulden und tragen auf euren Schultern!

Mit rauher Faust weckt euch der Morgen, und schleppt euch an die Kette, und schmiedet euch an's schwere Tagewerk!

Und euer ganzer Tag ist nichts, als harte Arbeit, euer ganzes Leben nichts, als dumpfmühseliges Hämmern und Zimmern, Spinnen und Weben, Wühlen und Pflügen, Tragen und Schleppen, Rennen und Keuchen!

Die Sonne brennt das Feuermal der Verdammung auf eure Schultern, der Frost beschleicht euer Geäder mit eisigem Todesodem, und schüttelt euer Gebein wie ein klapperndes Gerippe!

Und wenn ihr des Abends eure matte, entfesselte Hand dem Bohne entgegenstreckt, rinnt hinein nur eines Almosens schmaler Tropfe!

6.

Das Elend hat Wohnung genommen in der Hütte des Armen und bekleidet die fahlen Wände mit Schimmel und Moder, und öffnet dem Winde das Dach und die Pforte.

Von seiner kargen Speise wendet des Herren schnobernder Hund sich knurrend weg, denn ekel ist sie und thränengefalgelt.

Sein Gewand ist rauh, wie die Noth, und besfleckt und zerrissen wie das Banner, welches der Geschlagene auf der Flucht durch den Schmutz des Weges hinter sich herschleift.

In seiner Krankheit liegt er da ohne Hilfe auf spärlichem Stroh, und der Zufall sßt ihm zu Häupten und würfelt um sein Leben.

Seines Weibes Wange ist bleich und hohl, und wildes Unkraut wuchert in seiner Kinder Seelen!

Auf seiner dürftigen Habe lastet der Frohndienst und die Steuern und die Schulden, und das Gesetz steht drohend an seiner Pforte, als gält' es einem gewissenlosen Verschwender!

Und Recht haben sie, Recht! er ist ein Verschwender: Verschwendung ist all' seine Müß', denn fruchtlos ist sie und nichtig.

Wo er steht, wo er geht, — über seinem Haupte ziehet mit eine finstre Wolke, und wären Himmel und Erde voller Götter, wo er knieet, ist keiner! —

7.

Und aus der finstern Wolke, wie ein Raubaar, schießt schwarze Verzweiflung nieder auf seinen Nacken, und schlägt ihre Fittige rauh um sein Haupt.

Verzweiflung jagt ihn am Rasttag in's Schenkhäus, und hinab stürzt er den giftschwarzen Trank der Betäubung.

Und wagt es einmal sein Born, die Zähne zu fletschen und knurrend die Faust zu ballen, — fort mit ihm, fort in's Loch!

Und geht sein Weib mit dem fahlen Säugling auf die Straße, und strecket bettelnd die magere Hand aus, — fort in's Loch!

Und schleichen seine hungernden Buben in's Haus des prassenden Nachbarn, und nehmen von seinem Ueberfluß, — fort in's Loch!

Umsonst ist die Klage der Noth und des Elendes: Der Pharisäer wallt stolz vorüber, und der Samariter hat nichts, als des Wortes Barmherzigkeit.

Und wehe selbst, weh' deiner Klage, zertretenes Volk, wenn da sie erhebt ihr Gewimmer, wo hinter flehender, knieender Wahrheit drohend empor sich richtet des Vorwurfs Gespenst!

Weh deinem Jammer-Anblick, wo sie nahen, die erhabenen Herren, und Huldigungswonne gebieten!

Zurück und hinweg! hinter des Schweigens Schranken und der Verborgenheit, daß du des Glückes Traum nicht freventlich störst auf der Stirn der Gewalt'gen!

8.

O Volk, was ist aus dir worden, und wie ist dein Dasein besfleckt mit Schmutz und Schmach!

Armselige ihr, habt ihr wie jene dieselben Glieder nicht, und streckt nicht auch unter ihren Füßen sich der Erde Boden?

Dehnt nicht ein Luftstrom eure Lungen und ihre? Zündet nicht eine Sonne eurer Augen Lichter an und ihrer?

Habt ihr nicht Pulse für den süßen Reigen der Lust? Zwischen Schmerz und Wunden nicht eben so sengend tief in euer Fleisch?

Oder sind eure Herzen nur wie das Herz auf der hölzernen Scheibe, nach welcher der Pfeil des Schützen fliegt, und eure Nerven fühllos wie die Sehne seines Bogens, den er spannt nach Belieben?

Ist nicht Unruh in euren Seelen, und lechzet darin nicht Durst nach Glück und Genuß?

Warum seid ihr verdammt, euer Antlitz hinwegzuführen und eure Hände entgegenzustrecken der Fessel kalter Entsaugung?

Hat euer Gedanke nicht Flügel? Und ist euer Blick nicht eine Leuchte?

Warum seid ihr verdammt zum Staube, und gepreßt unter den bleiernen Scheffel des Aberglaubens?

41 *

9.

Wer erbarmet sich eurer? Um wessen Schultern weht der Messiaspurpur?

Wer nimmt von euch die Dornenkrone und setzt sie auf's eigene Haupt, und steigt nieder, euch zu erlösen von der Erbschande des Elends?

Die Herrscher? — Sie sitzen auf hohen Thronen, und zwischen euch und ihnen ist nichts, als der straffe Zügel der Gewalt.

Die Würdenträger und Amtsverwalter? — Sie setzen gewaltig den Fuß auf euren Nacken, wie auf des gebändigten Drachen Leib, und erheben sich und schweben auf als Erzengel der Nacht zum Himmel der Sterne und Orben.

Die Reichen? — Zum Nehmen lang sind ihre Arme, zum Geben kurz, und ihre Herzen hängen als eiserne Schlösser an ihren Truhen.

Die Weisen? — In den Lüften sind sie auf Wanderung, und thronen über den Wolken, und starren regungslos auf der sieben Siegel Geheimniß.

Die Priester? — Sie nehmen die Wage und legen in die eine Schale euer Elend, und in die andere ihres Himmels Alleluja-Bonnen, und siehe da! euer Elend ist leicht vor ihnen wie Spreu! —

Und aus der Fluth eures Elends schicket ihr euer Gebet hinauf, wie eine Noah-Taube: aber nirgends findet die Taube ihren Ort und kehret zurück ohne Delzweig!

Was schaut ihr empor? Herabgefallen wie Sternschuppen sind die Kerzen vom Allerheiligsten droben, und die rauschenden Harfen sind stille worden, wie ein todt's Meer!

Weit offen stehen die Pforten, aber wie am Anfang einst die Erde, also jetzt ist der Himmel wüst und leer!

10.

Wo ist euer Gott? — Wo braust seine Stimme daher? — In den Wolken rostet seiner Gerechtigkeit Bliß, — und beides ist er, stumm und taub!

Wer öffnet erbarmend sein Herz, wer bringet euch Rettung?

Einer allein! Einer, der eine kalte Hand euch reichet und euer Haupt in seinen dunkeln Mantel birgt, Einer allein — der Tod!

So sterbt ihr dahin und nie doch habt ihr gelebt! Habt nie mit dem Tage gehabert, daß er zu rasch von euch Abschied nahm, habt nie zur Nacht gesagt: Laß draußen den Schlaf und zünde der Freude Fackel an!

Mit dem Weihwasser eurer Thränen haben sie die Erde getauft und nennen sie Jammerthal, auf daß ihr allen Jammer geduldig dahinnehmt.

In's lustige Jenseits bauen sie euch eure Schlösser, um euch diesseits gemach von den Thüren zu weisen.

Hosianna-Gewänder versprechen sie euch und strah-

lende Engel-Garderobe, um auf Erden in Lumpen euch dahinschlattern zu lassen.

Sie speisen mit himmlischen Brot euch, um euch das irdische vom Munde wegzureißen, auf daß ihr hauger werdet und leichter zum Fluge gen Himmel!

Und gläubig schauet ihr auf den ersten Gärtner, welcher den Friedhof bestellt, und duldet und harret, bis er mit dem Spaten an die Erde stößt, um auch für euch anzuklopfen.

O, wie ihr so stille dann daliegt, so athem- und und lautlose Horcher, als könntet ihr so nur erlauschen das himmlische „Herein!“

Doch zwischen Himmel und Erde ziehet kein Lufthauch, in dem die ersehnte Stimme daherweht, und eure Hoffnung ist trügerisch, wie das Lächeln eurer Verderber!

11.

Eure Hoffnung! — Verscharrt sie mit dem Staube derer, die euch vorangegangen, und — Auf, auf! erwachet zur Sonne der Gegenwart!

Was senket ihr euer Haupt vor denen, die euch quälen bis zu Tode, und bleibt demüthig in der Ferne?

Sie hüllen sich in Purpurmäntel und Ambrawolken, und blenden euer Auge mit eitlen Gepränge!

Vor ihnen her ziehen Herolde, durch's ganze Land zu trompeten die ewige Lügenkomödie!

Sie heucheln euch vor, euch zu lenken, warum lenkt ihr euch selbst nicht, wenn ihr mehr seid als Kinder und Thoren?

Sie künden euch Schuß, — warum schüßt ihr euch selbst nicht mit eigener Faust?

Sie wollen beglücken euch hoch und hehr, — warum seid ihr Alle so elend? —

Auf eure Häupter treten sie kühn, und weisen geheimnißvoll auf ihre Vollmacht mit dem Siegel der himmlischen Gnade!

Der Erde Erstlingstribut erheischt ihre Forderung, und wie zufallstückisch ruht ihre Hand auf ihres Schwertes Griff.

Und eure Söhne selber müssen gewappnet stehen, ihnen zur Seite, und drohen gegen euch.

Gegen sie ist die schwärzeste Todesschuld, und zum Frevel gestempelt jede Frage nach ihrem Recht.

Euer Wahn ist ihr Recht, eure Schwäche ihre Macht, euer Nichts ihr Alles!

Höret auf, an sie zu glauben — und sie erblassen, wie die Götter, deren Altäre die Zeit gestürzt, — und sind nicht mehr!

Oder zerfließt ihr in Mitleid und grämt euch, denen ein Haar zu krümmen, welche triefen vom Blut eurer Väter, und auch euch langsam hinmorden, euch, eure Kinder und Kindeskinde?

Schont ihr des Wolfes, der nur ein einziges armfeliges Stück Vieh von der Heerde eurer Herren holen will? —

Ober seid ihr zu feige, und verkriecht euch in den bergenden Winkel der Furcht? — ihr Millionen vor einem Häufchen, so spärlich und dürftig, wie die Hand voll Kiesel, die ihr gegen den giftigen Kläffer schleubert!

Und achtet ihr selber euch nichts, und werth nicht mehr der Erlösung, so blicket auf die, die emporflehn zu euch, ihr Väter, emporflehn um Speise und Trank!

Warum habt ihr Kinder, wenn ihr ihnen nichts hinterlaßt als die bittere Erbschaft des Elends?

Statt der Grabsteine werden sie einst bergeshohe Fläche auf euer Ungedenken wälzen, und knirschen, daß ihr ihnen ein Leben gabt voll Angst und Qual!

12.

Erhebet euch! — Jahrhunderte verhüllten trauernd ihr Angesicht und stiegen hinab in's Haus der Verwesung, und mit ihnen ging zu Grabe die alte Zeit!

Neue Tage fahren empor auf den Flügeln des Donners, zu predigen dem Volke, der armen Waise des Paradieses!

Von begeisterten Stirnen leuchten Messiasgedanken, von feurigen Zungen flammen neue Evangelien!

Friede den Hütten, ewiger Krieg den Palästen!

Titus Ulrich.

Reisewuth aus Liebesgluth.

Lord Carlston war ein schöner und zugleich geistreicher Mann, mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestattet; seine Stimme war angenehm und wohlklingend, er sprach mit vieler Leichtigkeit, tanzte mit Anstand und sang, was bei einem Engländer eine Seltenheit ist, mit vieler Anmuth. Zu diesen schönen Eigenschaften gesellte sich bei ihm noch der Vorzug des Reichthums: er war der einzige Erbe seines Onkels, des reichen Davidsons, eines ehemaligen Fabrikanten aus Manchester.

Alles vereinigte sich, um ihn glücklich zu machen; er war es aber nicht, weil er Langeweile hatte. Wer kennt nicht die schrecklichen Martern der Langeweile, einer Krankheit, die ungerufen kommt, und die in der Regel größer wird, je mehr man sich bemüht, sie zu vertreiben.

Carlston gab sich allen Zerstreuungen hin, er begab sich zu den Pferderennen; mehrmals hätte er sich beinahe den Hals gebrochen bei der Steeple-Chase; er veranstaltete Hahnenkämpfe: aber Alles

vergebens, er behielt seine Langeweile. Er besuchte das Parlament, die langen Reden ekelten ihn an; er bewunderte die Maschine, die in einer Stunde zehntausend Paar Strümpfe anfertigte, die aber bis jetzt doch nicht verhindert hat, daß die Hälfte der Menschen barfuß gehet; aber alles Laufen, alles Rennen war vergebens; die Langeweile blieb.

Eines Tages ging er nach dem Königs-Theater, um die Zeit zu tödten und nebenbei die italienische Oper zu hören. Er befand sich zufällig hinter zwei jungen Damen, welche einen alten Herrn zum Begleiter hatten. Die eine unter ihnen hatte blaue Augen und dunkelschwarzes Haar, womit die karminrothen Wangen in bezaubernder Harmonie standen. Wenn man schon, während sie schwieg, sich zu ihr hingezogen fühlte, so glaubte man einen Engel zu hören, wenn sie mit ihrer sanften Stimme sprach. Zu der größten Bewunderung wurde er aber hingerissen, als er sie sprechen hörte, daß sie nur mit Widerwillen nach der Oper gekommen wäre, daß sie an nichts, so lange ihr Vater krank zu Hause läge, Vergnügen finden könnte. Als der alte Begleiter auf einen Augenblick hinausgegangen war, drängte sich ein junger Geck, ein Held aus der Regenten-Straße, durch die Menge, theilte links und rechts reichliche Stöße aus und nahm den leeren Platz neben dem schönen Fräulein ohne Zaudern ein und nannte sie ohne Rückhalt: theuere Miß Dymmer.

Die Zudringlichkeiten des jungen Dandy, der wahrscheinlich ein Pächtersohn aus der Provinz war, nahmen dergestalt zu, daß Carlston ihn deshalb mit Höflichkeit zur Rede stellte, und seinen hinreißenden Vortrag mit dem eindringlichsten aller Argumente — mit einer Ohrfeige schloß.

Am andern Tag wurde Carlston im Zweikampfe schwer verwundet und hatte nur den Trost, daß ihn sein Gegner mit den Worten bedauerte, er wolle sein Unglück der Fräulein Dymmer schreiben.

Die Langeweile war nun weg, an deren Stelle aber die heftigste Liebe, die alle seine Gedanken beschäftigte, getreten. Während der vollen sechs Wochen, welche seine Wiederherstellung erforderte, schwebte ihm nur eine Gestalt vor Augen: Fräulein Dymmer. Kaum genesen, sucht er in dem

königlichen Adreßbuche die Wohnung des angebeteten Mädchens auf, findet aber darin nicht mehr als fünf Miß Dymmer. Er beschließt sogleich, sie Alle zu besuchen, um auf diese Weise den Gegenstand seiner Liebe am sichersten ausfindig zu machen. Vergebens hatte er bei den ersten viere die Kunde gemacht und die fünfte aber, welche nach der Beschreibung der Hauseinwohner die einzig wahre sein mußte, war mit dem vorigen Paketboot nach Paris gereist. Er eilt, wie ein Wahnsinniger, nach Dover, und befindet sich, nachdem er zwei Mal umgeworfen hat, in dreißig Stunden zu Paris, wo er alle Gasthöfe durchstöbert.

Auf der englischen Gesandtschaft, wohin er sich erst später begab, erfuhr er endlich, daß Fräulein Dymmer sich geäußert habe, eine gute Freundin auf dem Lande besuchen zu wollen. Carlston miethet sich ein Pferd und galoppirt von einem Landhaus zum andern. Da aber Paris eine Menge solcher reizender Landstätze in der Nähe und in der Ferne besitzt, so gelang es ihm erst am achten Tage, die englische Familie, bei der die fliehende Geliebte gewesen war, aufzufinden, von welcher er aber zu seinem großen Verdruß erfährt, daß Miß Dymmer, von einer innern Unruhe getrieben, schon vor mehren Tagen Postpferde nach Italien genommen habe und in diesem Augenblicke wenigstens in Lyon sein müsse. Wie der Blitz macht er sich auf und verfolgt ihre Spur durch das reizende Italien, wo weder die Schönheit der Landschaft, noch die Merkwürdigkeiten des Alterthums ihn aufzuhalten vermögen. Nachdem er sie in Florenz, Rom und Neapel vergebens aufgesucht hatte, erfuhr er in Syrakus, daß sie sich nach Smyrna eingeschifft habe. Mit einem Schnellsegler gelangt er bald dahin, wo er von einem Freund seines Onkels erfuhr: Miß Dymmer sei allerdings angekommen und habe Alles durch ihre Schönheit und Anmuth bezaubert, sie habe ein besonderes Interesse deshalb eingelegt, weil sie sehr blaß und kränklich aussah und von einer sichtbaren Melancholie beherrscht zu sein schien. Alle Aerzte, die sie hier konsultirt, waren mit den englischen vollkommen einverstanden, daß sie ihre Gesundheit nur durch anhaltende Seereisen herstellen könne; vor fünf Tagen sei sie

daher nach Alexandrien unter Segel gegangen. Nachdem Carlston sich reichliche Vorschüsse auf Rechnung des Onkels hatte geben lassen, folgt er ihr auf dem Fuße.

In Aegypten angelangt, theilt ihm der englische Consul mit, daß die flüchtige Engländerin gleich nach ihrer Ankunft nach der Landenge von Suez abgegangen sei, um über das rothe Meer nach Calcutta in Ostindien und Kanton in China zu segeln. Da das Auffinden der schönen Miß bei Carlston bereits zur fixen Idee, die ihn Tag und Nacht peinigte, geworden war, so entschloß er sich auch zu dieser großen Seereise und gelangte nach sechs Monaten, nachdem er mit vielen Stürmen zu kämpfen gehabt hatte, nach Kanton. Hier hatte die Reisende ebenfalls sehr viel Aufsehen erregt, war aber schon einen Tag vorher auf dem Trafalgar nach Japan unter Segel gegangen. Ohne Zeitverlust miethete sich Carlston einen amerikanischen Schnellsegler und glaubte nun endlich am Ziel seiner Wünsche zu sein.

Nach vier Tagen signalisirte man ein Schiff, welches sogleich für den Trafalgar erkannt wurde. Man suchte demselben näher zu kommen, aber die See war sehr unruhig, und Alles verkündete einen nahen Sturm, der auch bald in seiner größten Heftigkeit ausbrach. Beide Schiffe kommen nach und nach einander näher, und Carlston gab sich einer völligen Verzweiflung hin, als er wahrnahm, daß der Trafalgar das Steuer verloren hatte und machtlos Wind und Wellen preisgegeben war. Mit Schaudern sah er eine Dame von schlankem Wuchse, welche auf dem Verdecke stehend und sich fest an einem Taue haltend, mit Unererschrockenheit den Tod zu erwarten schien. „Sie ist's!“ schrie er wie ein Rasender, „schnell ein Boot in's Meer!“ Auf dem amerikanischen Schiffe zauderte man aber, weil noch Niemand sich entschlossen hatte, dem sichersten Tode entgegen zu eilen. Es war aber zu spät; es erhebt sich auf dem Trafalgar ein Angstgeschrei; das Schiff sinkt, die Dame erhebt den Arm nach dem Himmel und wird von den Wellen verschlungen.

Bei diesem Anblick wurde Carlston wahnsinnig und bildete sich ein, er habe sich in's Meer geworfen und schwimmend Miß Dymmer gerettet. Er faßte immer die Hand des Capitains oder des

Chirurgus und rief mit Begeisterung aus: „Wie glücklich bin ich, theures Fräulein, Ihnen das Leben gerettet zu haben.“ Nach und nach wurde er glücklich hergestellt, und als er sich getäuscht sah, war er traurig und niedergeschlagen. Das Schiff setzte seine Reise, wovon es schon den größten Theil zurückgelegt hatte, um die Welt fort, landete auf einige Wochen im stillen Ocean an den romantischen Küsten von Chili, wo es gar keine Abwechselungen der Jahreszeiten giebt und ein immerwährender Frühling blüht. Nachdem sie glücklich Kap Horn umschifft hatten, warfen sie in dem Hafen von Rio de Janeiro Anker, wo aber Carlston, der noch immer die sanftesten Gefühle der Liebe in seiner Brust nährte, nicht zu bewegen war, an's Land zu steigen, um nicht die Sklaverei der Neger, die dort in ihren gräßlichsten Formen auftritt, zu sehen. Sie versahen sich bloß mit frischem Wasser und Proviant, und landeten nach sechszig Tagen wohlbehalten in Portsmouth, von wo aus Carlston sogleich zu seinem Onkel eilte, um ihm seine glückliche Rückkehr zu melden und ihn wegen seiner Thorheit um Verzeihung zu bitten. Der Onkel nahm ihn mit offenen Armen auf, ließ sich nun seine Abenteuer erzählen und lachte mehrmals laut auf, worüber sich Carlston verletzt fühlte. Plötzlich ging die Thüre auf, und eine junge, schlanke Dame trat ein, bei deren Anblick Carlston wie vom Donner gerührt sprachlos da stand: es war Fräulein Dymmer. Er zitterte wie ein Espenlaub, und wie er seiner Bewegungen und seiner Sinne mächtig geworden war, warf er sich der schönen Dame zu Füßen. „Sie angebetetes Wesen!“ rief er in der Aufwallung seiner Gefühle, „Sie, der ich nach Frankreich, Italien, Aegypten, Ostindien und China gefolgt bin, die ich endlich vor meinen eigenen Augen im indischen Ocean von den Wellen habe verschlingen sehen, Sie habe ich endlich gefunden.“ — „Was?“ erwiderte sie ganz erschreckt, „Miß Ellen ist todt!“ — „Was für eine Miß Ellen?“ fragte Carlston. — „Ganz gewiß,“ erwiderte das Fräulein, „Miß Ellen Dymmer, meine Cousine, die seit länger als einem Jahre sich auf Reisen befindet, um einen Schmerz, der ihr Innerstes durchwühlt, zu tödten, und einer Melancholie zu entfliehen, die sie mit der Zeit

in's Grab bringen mußte. Unglückliches Mädchen! Vielleicht ist sie dort oben glücklicher, als wie sie auf der Erde war.“ — Der Onkel lachte über diese Verwechslung laut auf. „Das kommt davon,“ setzte er scherzend hinzu, „wenn man so selten und selbst dann nicht an seinen Onkel schreibt, wenn man Geld braucht. Seit längerer Zeit ist der Vater des Fräulein Dymmer verstorben, und das Gericht erteilte mir den ehrenvollen Auftrag, ihr Vormund zu sein. Ihr gutes Wesen kennend, nahm ich sie in mein Haus auf, und dies Alles hätte ich Dir, lieber Freund, schreiben können, wenn Du mir ein einziges Mal Deine Adresse hättest zukommen lassen. Diese starke Lehre wird aber für die Zukunft hinreichen, und ich bin weit entfernt, Deine unangenehmen Erinnerungen durch Vorwürfe noch mehr zu erbittern. Und Sie, mein Fräulein, dessen mächtige Reize meinen Neffen um die Welt gejagt haben, belohnen Sie eine so seltene Hingebung, geben Sie ihm Ihre Hand und gehen Sie an seiner Seite durch die Welt.“

Und so geschah's. —

Epigramme.

I.

An den Scribenten A. B.

Du oder Deine Schriften — was von beiden
Erbärmlicher? — Läßt sich das wohl entscheiden?

II.

Eine Echo-Stimme.

Was thaten stets die Theologen?
Echo: logen.

III.

Des Fürsten Wille — der Unterthanen Wunsch.

Die Allerhöchste Durchlaucht wollen,
Auch die Minister sollen
Sich fernerhin „von Gottes Gnaden“ nennen!
Wer wird darin nicht Frömmigkeit erkennen?
Doch wollt' Ihn je auch das Gewissen mahnen:
Daß wir von Gottes Born Ihm Unterthanen!

IV.

Bescheidene Anfrage.

Ob Auerbach auch protestirt,
 Birch-Pfeiffer bleibt drob ungerührt.
 Hat denn die Dramen-Dichterin
 Für Lob und Tadel keinen Sinn? —
 Sie fabricirt nur für die Bühne:
 Was fühlt wohl eine Dampf-Maschine?! —

V.

**Ausspruch eines berüchtigten musikalisch-
kritischen Langerers.**

Die Fodor tadl' ich fürchterlich:
 Denn sie hat kein Metall — — für mich. —

VI.

An eine Komödiantin.

Von Reizen fast entblößt, entblößt sie sich von Kleidern:
 Wie wenig eitel sie, beweist sie ihren Reibern! —
 Und weil aus einem Guß jedwede Künstlergröße,
 Ist auch ihr ganzes Spiel nur eine — große Blöße.

VII.

An Dieselbe.

Kann es durch ihre Kunst auch nimmermehr erwärmen,
 Soll doch das Publikum der — Nackten sich erbarmen!

J. V.

Der Währwolf.

(Fortsetzung.)

Nun, meine Freunde, — begann der Geistliche wieder, indem er sich erhob — man muß an der Borsehung nicht verzweifeln; vielleicht wird sie uns Mittel an die Hand geben, auch dies Geheimniß zu durchdringen, obgleich ich bis jetzt in der Sache noch kein Licht sehe. Ich will dem jungen Mädchen nun nicht länger mehr mit Fragen zusehen; ihr Leugnen scheint mir aufrichtig zu sein. In der Stille will ich aber, um kein Aufsehen zu erregen, Nachrichten einholen. Ich werde auch zu Lavignette gehn, vielleicht daß ich da Etwas über die jungen Leute erfahre, die dies Jahr ausgehoben sind; vielleicht werde ich so am Ende doch den schändlichen Versüßer entdecken. Ihr fühlt indessen — fuhr er gegen Lili und seine Frau gewendet fort — wie wichtig es für Euch und sie ist, daß Niemand den wahren Zusammenhang erfahre. Sie würde auf immer entehrt sein,

und ihre Schande auf Euch zurückfallen. Lili liebt die Flasche zu sehr, und Du, Jacqueline, hast eine zu lose Zunge mit Deinen Gevatterinnen; nehmt Euch beide in Acht.

Der Müller und die Müllerin versprachen Verschwiegenheit.

Das ist grade nicht so schmeichelhaft, — sagte Lili brummend — daß man es ausposaunt. Entweder ist der Versüßer ein Christ, wie wir Alle, und dann ist's nicht angenehm, zu sagen, daß eine ehrbare Familie durch ihn entehrt ist; oder es ist, wo möglich, der Teufel selbst in's Mädchen verliebt, und dann rühmt man sich doch solches Meßes nicht. Und wenn nun das Kind gar ein Kind der Hölle wäre!

Zu diesen wiederholten Besorgnissen des Müllers zuckte der Pfarrer die Achseln; Susette aber fuhr bei dieser Bemerkung ihres Oheims händerringend auf und schrie verzweifelt:

Das kann nicht sein, Herr Pfarrer! Nicht wahr, mein Kind wird kein Engel der Hölle sein, wie mein Oheim sagt? O, ich würde lieber sterben. Segnen Sie mich, Herr Pfarrer, lesen Sie Messen für mich, Sie heiliger Mann, daß mein Kind kein Teufel werde!

Sprecht nicht mehr von diesen Thorheiten, — sagte der Greis mit Strenge — an die Möglichkeit, an das Eingreifen eines bösen Geistes hier zu glauben, ist im Himmel eine Sünde, auf Erden Dummheit. Meister Lili, seid versichert, daß der Versüßer Fleisch und Bein hat, obgleich er nach seiner Niederträchtigkeit ein Teufel ist. Wenn wir ihn aber auffinden, so soll er seinen Fehler wieder gut machen. Behandelt aber Eure Nichte jetzt mit aller Nachsicht, wie sie's bei ihrem Unglück verdient.

Ich will ihr ja auch nichts thun, — sagte der Müller schon sanfter.

Nein, nein! — rief Jacqueline lebhaft — wenn mein Mann auch manchmal brutal ist, so ist er doch von Herzen nicht böse. Ich stehe für ihn, er wird sie nicht mißhandeln. Die arme Kleine! Ich will sie lieben, wie vorher, das verspreche ich Euch und ihr; und wenn Lili Furcht hat . . .

Furcht? — wiederholte der Müller mit Feuer. — Ach, wenn der, der Susette versüßt hat, nur

ein reicher Nachbar wäre, dann sollte man sehen, ob ich Furcht habe!

Genug, — sagte Jacqueline — wenn man, wie ich, die Pflichten der Kirche erfüllt, dann hat man nichts vom Teufel zu fürchten. Nun, Susette, bedanke Dich beim Herrn Pfarrer für seine Güte, und laßt uns hoffen, daß sich Gott unserer erbarmen wird.

Der Geistliche hielt Wort. Den andern Tag begab er sich sogleich auf Lavignette's Pachthof und fragte die, die ihm Auskunft geben konnten, genau aus. Er begab sich auch nach den benachbarten Gemeinden und ließ sich ein genaues Verzeichniß von all den jungen Leuten geben, die einige Monate vorher abgereist waren; er ging auf die kleinsten Umstände, die ihren Charakter und ihre Familien betrafen, ein; so trieb er's acht Tage, und konnte trotz der größten Emsigkeit nichts entdecken. Er schrieb sogar an Viele unter ihnen, um Aufklärungen wegen des Währwolfs zu erhalten; doch der Krieg war noch nicht beendet, und es war zweifelhaft, ob sie die Briefe erhalten hätten oder ob die jungen Leute nicht antworten wollten. Endlich war es auch möglich, daß der, der Susetten hintergangen hatte, auf dem Schlachtfelde gestorben war. Solche Gedanken sprach er zwar nicht aus, konnte aber doch auch nicht verhehlen, daß er wenig Hoffnung habe, hinter die Wahrheit zu kommen.

Der Müller und die Müllerin waren darüber keineswegs erstaunt; das hatten sie erwartet. Sie waren trotz aller Belehrung des Geistlichen überzeugt, daß das Unglück von der Macht der Hölle herrühre; Susette konnte sich ihr Unglück auch nicht anders erklären, ging endlich auch zu dem Glauben ihrer Verwandten über und war unglücklicher als zuvor.

Als sie eines Abends mit Jacqueline allein war, sagte sie plötzlich mit Festigkeit:

Tante, das muß endlich ein Ende haben; ich muß die Wahrheit wissen! Gott verzeih mir die Sünde, wenn ich übel thue.

Was willst Du denn thun? — fragte die Müllerin entsezt.

Man sagt, daß der alte Michel Klumpfuß, der Bogelfänger, ein Zauberer sei, der Alles weiß,

was auf Erden und im Himmel vorgeht; den werd' ich morgen um Rath fragen.

Dieser Entschluß schien Jacquelines eine Eingebung von oben.

Das sollst Du thun, — sagte sie — ich habe immer sagen hören, daß Michel viel wunderbare Geheimnisse wisse. Dem Bouliquon hat er für zehn Thaler den Teufel gezeigt; Lavignette's Kühe hat er durch Zauberworte geheilt, und dem kleinen Wilhelm hat er das Fieber durch eine in Leinwand genähte Nuß vertrieben, die er ihm um den Hals hing. Das ist ein guter Gedanke, den Du da hast. Michel kann besser als jeder Andere wahrsagen, Herr Michel wird auch in Deiner Angelegenheit die Wahrheit sagen können. Willst Du allein zu ihm gehen, — fuhr sie mit einigem Widerstreben fort — oder soll ich Dich zu ihm begleiten?

Nein, liebe Tante, ich will allein hingehen, wenn Du erlaubst. Nur soll er für seine Zauberei viel Geld fordern.

Du sollst Alles haben, — sagte Jacqueline hastig und etwas leiser — ich habe ohne daß Lili etwas davon weiß, mehre Thaler gespart; die will ich Dir geben. Du hast wohl Recht, es ist besser, Du gehst allein; aber nicht wahr, Du sagst mir auch Alles. Du mußt mir Alles sagen, so schrecklich es auch sei.

Susette versprach, was ihre eben so neugierige als abergläubische Tante wollte. Der folgende Tag wurde also dazu bestimmt, daß das junge Mädchen ihr Verhängniß kennen lernen sollte.

Michel Klumpfuß, der Zauberer, auf dessen zweifelhafte Wissenschaft Susette ihre einzige Hoffnung gesetzt hatte, war einer jener alten, halb verschlagenen, halb naiven Bauern. Wie sein Name anzeigt, war er lahm, und dieses Gebrechen machte ihn zu den meisten Feldarbeiten untauglich; er hatte von Kindheit an einen Erwerb wählen müssen, welcher sich mit seiner Mißgestalt vertrug; er war Lerchenjäger geworden, ein Gewerbe, welches durch neue Jagdgesetze aufgehoben, früher aber in den Gegenden, wo die Lerche häufig ist, ein einträgliches Gewerbe war. Unglücklicherweise war diese Jagd nur drei Monate im Jahre

möglich, und er mußte während zwölf Monaten leben.

Während seiner Jugend schor er, je nach der Gelegenheit, Schafe, fing Maulwürfe und zerstörte alle Arten schädlicher Thiere; aber als das Alter kam, mußte er auch noch auf diesen Verdienst verzichten. Um diese Zeit nahm er den Titel eines Hexenmeisters an, den ihm seine einsame und herunziehende Lebensart schon ohne sein Zutun zugezogen hatte.

Ein wenig Geschicklichkeit, ein trüber und verschlossener Charakter, ein widriges Aeußere bereiteten ihm hauptsächlich Erfolg, die plumpe Leichtgläubigkeit der Bauern that das Uebrige. Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, war Michel Klumpfuß achtzig Jahr alt, und das ganze Land war so überzeugt, er sei ein Zauberer, daß er es fast selber geglaubt hätte.

Während der Zeit der Verchensjagd, also während der strengsten Jahreszeit, brachte Michel seine Tage und zuweilen seine Nächte in der Erdhütte zu, welche er selbst mitten auf dem Felde, wo sich seine Schlingen befanden, gebaut hatte. Dort hatte er nur Verkehr mit den Knaben, welche ihm die Nahrung brachten, oder mit den Federviehhändlern, welche ihm seine Beute abkauften. Michel hatte jedoch eine ordentliche Wohnung, aber er war so wenig mittheilend, selbst so wild, daß man seiner Dienste sehr nöthig haben mußte, um sich dorthin zu wagen.

Dies war die Person, welche Susette um Rath zu fragen wünschte, indem sie natürlich voraussetzte, daß Niemand besser ein Ereigniß, in welchem der Teufel sichtlich sein Spiel gehabt, erklären könne, als er. Jedoch hatte das junge Mädchen, indem sie sich zur beabsichtigten Wanderung anschickte, nicht alle Mittel, sich dem Satan auf Erden lebenswürdig vorzustellen, versäumt; sie hatte in ihren Handkorb Weißbrot, kaltes Fleisch und eine Flasche Wein für die Speisekammer der Hölle gelegt. Außerdem hatte sie einige Thaler, Ersparnisse ihrer Tante, in die Tasche gesteckt, da sie diese als Hauptverführungsmittel wohl kannte.

Den Tag nach der berichteten Unterhaltung mit der Tante machte sich Susette zeitig auf den Weg. Aus Vorsicht, nicht von den Leuten be-

merkt zu werden, hatte sie sich in ihren Mantel gehüllt und den Kragen über den Kopf geschlagen.

Es war in der Mitte Februars; der Morgen war frisch und ein leichter Reif hatte die Gebüsche und entlaubten Bäume am Wege bedeckt. Die Sonne, welche hinter den Hügeln aufging, malte die Landschaft mit ihren lachenden, blaßrothen Strahlen. Rothkehlchen, Zaunkönige, Meisen, die Sänger des Winters, zwitscherten in den Zweigen bei ihrem Frühstück; von fern hörte man das Gerassel der Mühle Lili's und den Wasserfall des Mühlgrabens.

Das arme Kind, das mehre Monate lang im Zimmer des Lichts und der Luft entbehrt hatte, war außerordentlich über diesen Anblick der Natur erfreut. Sie ging heiterer und leichter als je einher; die scharfe Luft, die glänzende Sonne, der Gesang der Vögel riesen in ihrer Seele die frühere Heiterkeit wach, und die Schreckensbilder, welche sie seither verfolgt hatten, zerstreuten sich, wie böse Nachträume vor einem heitern Morgen.

Doch mußte ein Umstand nothwenig die traurigen Gedanken, denen sie entfliehen wollte, wieder erwecken. Um nach dem Aufenthalt Michels zu gelangen, mußte sie über jenen Kreuzweg, wo ihr vor drei Monaten der Währwolf erschienen war. Als sie das hölzerne Kreuz erblickte, welches seitdem die Landleute neuerdings errichtet hatten, um den bösen Geist zu vertreiben, fühlte sie ihre Füße kraftlos und ihr Herz schwer werden.

Als sie an diesem gefährlichen Orte vorüber war, ging die Nichte Lili's langsam ihres Wegs und hing ihren Träumereien nach, als sie plötzlich einen jungen Mann von seinem Wuchs ihr entgegenkommen sah.

Die Anwesenheit eines Mannes aus der Bürgerklasse an diesem einsamen Orte setzte sie in Erstaunen, aber bald fiel es ihr ein, daß dieser Unbekannte ohne Zweifel ein Gutsbesitzer der Nachbarschaft sein könne. Da sie gerade nach entgegengesetzter Richtung ging, glaubte sie mit einem kurzen Grusse davonkommen zu können. Sie schlug also das Auge nieder und murmelte leise und schüchtern, als sie neben dem Fremden war:

Guten Tag, Herr!

Der junge Mann hielt an und betrachtete die Bäuerin aufmerksam, um unter dem seidenen

Mantelkragen ihre gänzlich versteckten Gesichtszüge zu erkennen. Jedoch hinderte ihn diese vielleicht zu kühne Untersuchung nicht, die Nichte des Müllers in einem Tone des Wohlwollens zu grüßen:

Ihr seid ohne Zweifel von Bernay, gute Frau?

Ja, mein Herr, — antwortete Susette, immer weiter gehend.

Der Fremde schwankte einige Augenblicke, dann machte er Kehrt und ging an Susette's Seite.

Da Ihr von Bernay seid, — sagte er vertraulich — laßt uns ein wenig plaudern. Ich bin der Sohn des Notars aus Bonnat, und ging hierher, um nachzusehen, ob die Leute Eures Dorfs nicht wie gewöhnlich aus Irrthum die Güter meines Vaters als die ihrigen betrachten. Wenn Ihr auch nach Bonnat geht, können wir den Weg zusammen machen.

Als Susette hörte, daß der Herr, welcher ihr so höflich die Begleitung anbot, der Sohn des reichsten Gutsbesizers der Gegend sei, konnte sie ein Gefühl von Neugierde nicht unterdrücken und betrachtete den jungen Mann genauer. Er war groß und mager, von offener Gesichtsbildung, in welcher sich Spott und Heiterkeit zeigten. Die Weiße seines Gesichts und seiner Hände bezeugte, daß er den größten Theil seines Lebens im Schatten der Städte zugebracht hatte, und in der That war Friedrich Desroches kürzlich von Paris mit dem Advocatendiplom zurückgekehrt, und schickte sich an, die Stelle eines Notars anzutreten, welche ihm der alte Reichthum verschafft hatte. Er war nach der Mode in einen Ueberrock mit breiten Aufschlägen gekleidet, trug polnische Stiefel, eine spaniolfarbene Weste, einen runden Hut, und nichts fehlte zum nachlässigen Stutzer; in der Hand trug er eine hübsche Reitpeitsche mit goldenem Knopfe, welche er leichtfertig schwenkte.

Ich gehe nicht nach Bonnat, — antwortete sie mit verwirrter Miene.

Das ist gleichgültig, — sagte der Sohn des Notars zerstreut — deswegen können wir doch zusammen gehen; und da Ihr von Bernay seid, erzählt mir, was es dort Neues giebt.

Nichts, — antwortete das junge Mädchen, deren Unruhe sich bei der Beharrlichkeit des schönen Fremden vermehrte.

Friedrich jedoch schien seiner hübschen Gefährtin wenig Aufmerksamkeit zu schenken; er sah sie nicht mehr an, und wußte vielleicht noch nicht, daß sie hübsch sei.

Was! — fragte er leicht hin — spricht man nicht mehr von der Erscheinung des Währwolfs, welche die guten Bauern so in Schrecken gesetzt hat?

Man spricht nicht mehr davon, — antwortete mit ihrer gewöhnlichen Einsylbigkeit Susette, welcher diese Frage besonders unangenehm war.

Ah, ah! — erwiderte der junge Desroches mit erzwungenem Lachen — sie hatten diese Lektion vom Teufel wohl verdient, denn mein Vater soll bei der Abendgesellschaft nicht verschont worden sein. Auf Ehre! ich hätte die Wundergeschichten vom Währwolf wohl hören mögen. Man hat mir gesagt, — fuhr er in ernstem Tone fort — daß ein junges Mädchen in Folge vom Schrecken bei dieser Gelegenheit krank geworden sei; kennt Ihr dieselbe?

Ja . . . ich weiß nicht, ich habe nichts davon gehört, — murmelte Susette in höchster Verwirrung.

Ich glaube jedoch bestimmt gehört zu haben, daß ein junges Mädchen vom Währwolfe entführt worden sei. Ich war zu Bonnat, als diese Geschichte sich zutrug, mußte aber zwei Tage später nach der Stadt abreisen und konnte die Folgen nicht erfahren. Laßt hören, gute Frau, was Ihr wißt. Ist sie hübsch, die in der Gewalt des Währwolfs geblieben ist?

Ich weiß nichts.

Ihr seid nicht schwachhaft, Gevatterin, — sagte Friedrich ungeduldig. — Was Teufel, man muß Euch jedes Wort abpressen. Ich wette, Ihr seid auch jenen Abend bei Lavignette gewesen.

Hier ist der Weg nach Bonnat. Lebt wohl, Herr, ich gehe hier entlang.

Ihr entkommt mir nicht so! — rief Friedrich, sie beim Mantel ergreifend — Ihr müßt jene Person kennen, und scheint mir nicht antworten zu wollen.

Nun, — sagte Susette mit Anstrengung ihrer zitternden Stimme — es ist zu Bernay ein armes beklagenswerthes Mädchen, und eine Schande wäre es für einen schönen Herrn, wie Ihr seid, über sie zu spotten.

Diese Worte schienen einen lebhaften Eindruck auf Friedrich zu machen.

Ich bin weit entfernt, über ihr Unglück zu spotten, — sagte er mit Wärme — aber ich möchte sie gern kennen und ihren Namen wissen, und bitte Euch, mir zu sagen, was Ihr von ihr wißt.

Wozu sollte das dienen? — fragte Susette zögernd.

Zu gleicher Zeit suchte sie ihren Mantel loszumachen, was ihr auch gelang. Bei dieser Bewegung aber fiel der Kragen zurück und ließ ihr frisches und anmuthiges Gesicht sehen.

Die Tochter des Müllers! — rief der junge Rechtsgelehrte im höchsten Erstaunen.

Ihr kennt mich also? — fragte das junge Mädchen erröthend. — Nun wohl, mein Herr! dieses arme Mädchen, von dem Ihr sprachtet, bin ich!

Zu gleicher Zeit, wie um ihre Verwirrung zu verbergen, hob sie den Kragen wieder auf und ging weiter, ohne daß Desroches sie zu verfolgen versuchte, sei es, daß er durch diese Erklärung befriedigt, oder daß ihm die Geistesgegenwart dadurch geraubt worden war. Susette sah sich in weiblicher Neugierde zwei oder drei Mal um; Friedrich stand noch auf derselben Stelle, ihr nachdenklich und ernst nachschauend.

Man wird leicht begreifen, daß dieses sonderbare Zusammentreffen Susette's Einbildungskraft auf dem weiteren Gange beschäftigte; aber in dem Maße, in welchem sie sich dem Aufenthalte des gefürchteten Zauberers nahte, erlosch diese Erinnerung allmählig, jedes andre Gefühl wich jener Beängstigung, womit man ein wichtiges Ereigniß erwartet.

An der Grenze des Feldes angekommen, warf Susette einen forschenden Blick nach der Hütte des alten Vogelstellers umher. Diese war aber so wohl hinter einige Hügel versteckt, daß das junge Mädchen sie nicht so leicht bemerkte. Sie ging also weiter, leicht die mit Stoppeln bedeckten Furchen überschreitend.

Wenn Susette geglaubt hatte, Michel Klumpfuß sei nicht in der Nähe, so bemerkte sie nun ihren Irrthum. Bei jedem Schritte erblickte sie Holzstäbchen, an welche Schlingen aus Pferdehaar befestigt waren, eine Art Galgen für die unglücklichen Vögel dieser Gegend. Sicher mußte zu dieser Tageszeit, welche für die Jagd am günstigsten war, der alte Vogler auf der Lauer sein. Bei dem Geräusch des jungen Mädchens machten die gefangenen Vögel, welche noch lebend waren, verzweifelte Versuche, zu fliehen. Bei jeder andern Gelegenheit hätten die Leiden dieser armen vor ihren Augen sterbenden Thierchen Susetten gerührt, aber in diesem Augenblicke war sie zu sehr mit ihrem eigenen Schicksal beschäftigt, daß sie rasch fortschritt, und sich in Acht nahm, die Schlingen nicht zu beschädigen, um den alten Zauberer nicht gegen sich einzunehmen.

Diese Furcht war nur zu wohl begründet; in dem Augenblicke, wo sie endlich an der Hecke die Hütte, aus Zweigen gleich einem Bienenkorb gefertigt, in welcher sich der alte Vogelsteller verborgen hielt, bemerkte, hörte sie plötzlich eine heisere Stimme unter der Erde, welche ihr zornig in platter Mundart zurief:

Zum Teufel mit dem dummen Geschöpf! geht man so über einen Vogelheerd! Bei meiner Seele, sie hat den schönsten Flug Lerchen vertrieben, den ich je in meine Jagdtasche gesteckt habe.

Ein Anfall von Husten unterbrach diese rauhe Anrede, und in demselben Augenblicke kroch der Sprechende aus der Hütte, deren Eingang kaum zwei Fuß hoch war.

Michel war klein und mager. Außer seinem natürlichen Gebrechen hatten Krankheiten und seine Nachtwachen in kalter und feuchter Luft seinen elenden Körper so gebeugt, daß er kaum noch menschliches Ansehen hatte. Sein Haupt war kahl, sein Gesicht zur Hälfte mit einem weißen Barte bedeckt und von tiefen und harten Runzeln durchzogen. (Fortsetzung folgt.)

J. Lasker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.